

# Fenilleton.

## Betrachtungen über Schauspielerejubläen.

Von Marie Jákai.

Niemand ehrt in höherem Maße die Ueberlieferungen unserer Vorfahren als ich. Baut sich doch auf ihrem Wissen das unsrige auf. Aus ihren Gewohnheiten und Sitten ergaben sich die schönen und angenehmeren Formen unseres Lebens. Hauptsächlich die Lebensformen. Wie lieb sind sie wir! Und auch die Zeremonien. Nicht umsonst sagt der Chinese, die Zeremonien sind die Typen der Moral. Die Chinesen haben wohl recht: wie leer wäre unser Leben ohne Feierlichkeiten und Zeremonien!

Ich liebe und verehere die Ueberlieferungen, angenommen jene natürlich, die ohne Bedeutung sind und kein Fundament mehr besitzen. Oder jene, die überhaupt kein Fundament besaßen, wie zum Beispiel das Hutabnehmen beim Grüßen, dessen Sinn eigentlich bloß war: Der griechische Sklave muß seinen Kopf zeigen, indem er den Hut abnimmt, und sein geschorenes Haupt dem Herrn darbietend sagte: Sieh Herr, ich bin dein Sklave!

In den Theatern bürgerte sich ein ähnlicher Brauch ein: der Schauspieler spielt gut, oder besser gesagt: er gefällt. Bravo! Er muß „herauskommen“, sich dafür bedanken. Oder ist dem nicht so? Er muß erscheinen, Dank sagen dafür, daß er seine Aufgabe ehrlich erfüllte. Liebes, teures Publikum! Ach, Baron, jetzt sagt Ihr wohl eher uns: Schauspieler, Ihr seid teuer! Mit vollem Recht. Die Zeitungen sind voll mit Klagen über unsere hohen Sagen. Und doch besitze ich nichts Teureres und Lieberwerteres als das Publikum; das einzige, dem ich treu blieb und das mir Treue bewahrte. Glaube mir, geliebtes Publikum, ich bin weder undankbar noch zynisch. Im Gegenteile, ich kenne keine süßere Musik als den Applaus! Nur ein einzigesmal erschraf ich vor einem Applaus derart, daß ich auf den Stuhl zurückfiel, von dem ich vorher in meiner Aufregung aufsprang. Dies geschah allerdings schon vor ein paar Jahren, und zwar in Ofen um

1878, im Theater „A Hazafisság a Nemzetiségnek“. Das war nämlich der Name des Theaters. Es stand zwischen der Kettenbrücke und dem Tunnel. Dort spielten wir im genannten Jahre ein Theaterstück: „Kábozsi Julia“ von Koloman Jókai. Meine Rolle bestand aus einem Wort. Ich war die Freundin der Julie, die ein einziges Wort zu sagen hatte. Doch mußte ich lange die Vorwürfe der Julie anhören, die mich als treulose Freundin behandelte. Ich hatte keine Instruktionen, doch erregten mich die grundlosen Vorwürfe derart, daß ich, als mein Stichwort kam, meine ganze Aufregung in dies eine Wort konzentrieren mußte. Ich sprang unwillkürlich auf und rief schmerzlich: Julie! Das Publikum brach hierauf in „unwillkürlichen“ Applaus aus, — dieses unbekannte Geräusch erschreckte mich derartig, daß ich sofort auf meinen Stuhl zurückfiel. Dachte ich doch, eine große Sünde begangen zu haben. (Seit dieser Zeit behaupte ich, es gibt keine kleine Rolle.)

Die Fortsetzung meines Auftretens folgte am nächsten Tag, denn eine Kollegin gab mir höhnisch lächelnd eine Zeitung, ich solle mal lesen, was man über mich schreibt.

Paul Jámbor schrieb den Artikel. Fünfundzwanzig Jahre später machte ich erst seine Bekanntschaft in Szabadka. Und damals erst dankte ich dafür, was er von mir schrieb, als ich siebzehn Jahre alt war: „Es ist bei uns nicht Sitte, Vorbeeren im voraus zu spenden, doch glauben wir, diesmal dies tun zu dürfen, indem wir dem kleinen Mädchen ein Blatt aus dem Lorbeerkranz überreichen, den ihr einst die Nation winden wird!“ Zu jener Zeit nahm man das Theater noch ernst in Ungarn.

Ich würde diese kleine Geschichte nicht erzählt haben, hätte ich seitdem den Lorbeerkranz nicht auch erhalten. . .

Es gibt keinen solchen beifalls hungrigen Schauspieler, wie ich es bin. Erönt nach meiner Szene der Applaus, dann ist alles gut. Die Aufregung verebbt, das Herz wird still, und ich kann wieder sterben — bis zum nächsten Applaus.

Doch bitte: Habe ich den Applaus verdient, weshalb muß ich dann nochmals zurückkommen und dafür schön danken? Diese Einrichtung rief schon mein Staunen hervor, als ich Schauspielerin wurde. Es vertrat sich mit

meiner natürlichen Lebensauffassung nicht, daß ich aus meiner Rolle herausträte, als mein eigenes Ich wieder vor das Publikum treten und mich verneigen solle, einerlei ob mit einer Krone auf dem Kopf oder mit dem Bettelhaad der Brdög Sára auf dem Rücken. Und dies gilt bloß von den gewöhnlichen Hervorrufen nach den Akttschlüssen. Noch schwerer ward es mir ums Herz, wenn ich zwischen den Szenen zurückkommen und mein Partner warten mußte, bis ich mich verneigte. In dieser Pause ging das Dichterverk in Trümmer, das Publikum erkaltete — trotz Elfen und Applaus —, die Illusion schwand dahin.

Ich wollte nicht „herauskommen“. Gegen dieses Theatergesetz lehnte ich mich auf. Man bestrafte mich, ich zahlte. Man bestrafte mich wieder, bis — sie endlich müde wurden. Dann kam der zweite Skandal zwischen dem Regisseur und mir. Man rief mich nach einer Sterbepzene hervor. Ich weigerte mich, zu erscheinen. Wieder regnete es Strafen, bis endlich der Regisseur mich nicht mehr holte, als ich in der Rolle der Königin Gertrude im Bänk bän starb. Das war eine Errungenschaft! Wie stolz war ich darauf! Gerade so wie auf meine List, während der Ferien durch den Dekorationsmeister vom Souffleurkasten immer ein Stückchen abseilen zu lassen. Dann betrachtete ich mit dem größten Vergnügen an den schönen Herbstabenden, wie unser Souffleur, der in Hemdärmeln auf seinem Plaze saß, seine breiten und leuchtenden Ellbogen nicht mehr auf das Gesims stützen konnte. Ich schämte mich nämlich auf der Bühne wegen dieses Hundehäuschens. Allerdings konnte ich nie erreichen, daß man bei uns so wie in der Comédie Française in Paris den Souffleurkasten verborgen hätte. Ach nein, denn der Souffleurkasten erhebt sich heute noch willkürlich in seiner ganzen Größe, obgleich er überflüssig ist, da wir dank den veränderten Verhältnissen nicht mehr gezwungen sind, täglich andere Stücke aufzuführen, und zwanzig bis dreißig Proben zu jedem Stück verwenden können. In der Comédie Française finden oft sechzig Proben statt, und dennoch begleiten hinter den Kulissen zwei Souffleure das Stück, denn „Menschen sind wir alle“.

Der untertänige Dank für den Applaus ist ebenso traditionell wie der Gruß durch das Hutabziehen. Wohl zweitausend Jahre voneinander entfernt, sind beide Traditionen dennoch verwandt. Es bedeutete die untertänige Huldigung vor dem Mäzenas.

Die Schauspieler in der Shakespearepoche mußten gleichfalls vor Beginn der Vorstellung auf den Knien ein Gebet für die Königin verrichten, und nachdem jede Truppe unter der Obhut eines Protectors stand — als dessen untertäniger Diener die Schauspieler auch auf dem Theaterzeitel figurierten —, mußten sie unter Knien (gegen seine Loge gewendet) ihren Dank aussprechen.

Das ist also der Sinn des Hervorrufes und unseres Dankes und Verbeugens. Ich will zugeben, daß dieser Brauch für das Publikum amüsant ist. Sagt doch jeder Schauspieler mit seinen Blicken oder seinen Verneigungen etwas, was sein eigen und — nicht in seiner Rolle steht.

Ich will diese kleinen, interessanten Pantomimen nicht näher erklären. Daß sie mich bei anderen amüsieren, will ich zugeben. Ein Recht, zu erklären, habe ich aber nur bei meinen eigenen Pantomimen. Wenn ich, den wohlwollenden Beifallsbezeugungen folgend, mich verneige, murmle ich gewöhnlich eine ähnliche Formel: „Welch Glück, daß das Publikum sich nur zerstreuen und nicht kritisieren will.“ Könnte es mir doch jetzt leicht passieren, daß man mein ganzes Spiel durchschaut und errät, wie man diese Rolle eigentlich spielen müßte oder könnte.

Es ist ein Glück, daß das Publikum, je gebildeter es ist, eine um so größere Nachsicht gegen die Schauspieler walten läßt.

Die Römer verletzten den Schauspielern Stockhiebe, wenn sie in ihrer Rolle stecken blieben. Die Chinesen tun dies heute noch. Unser Publikum lächelt nur nachsichtig.

In London geht das Publikum ins Theater, um Märchen zu vernehmen. Die Engländer lieben eben keinerlei soziale Probleme auf der Bühne. Ein hübsches Märchen mit gutem Ende, wie es sich für gute Kinder geziemt, wird mit Genuß angehört. Sie werden nur ungehalten und weisen auch den Schauspieler laut zurecht — in Paris ebenfalls —, wenn sie ihn nicht hören oder

nicht verstehen. Dann rufen sie von allen Seiten: „Lauter!“ Natürlich! Ist's doch ihr gutes Recht zu hören, was der Schauspieler spricht. Nachher kommt erst das Wie, das Spiel, die Kunst. Denn rein und verständlich sprechen ist keine Kunst, nur eine Pflicht.

Mein Gott, ich erscheine fast immer ängstlich vor dem Publikum, denn ich denke mir: Was erhielt ich vom Schriftsteller und was reproduziere ich auf der Bühne?

Den Dichtern ergeht es nicht anders. Sagte mir doch einer unserer größten Schriftsteller: „Sie sind im vollen Recht, liebe Freundin. Wir übergeben dem Theater ein Delgemälde und bekommen eine Kreidezeichnung zurück.“

Ähnliches fühle ich während des Beifalls. Und noch etwas. War der Erfolg groß, so gebührt das Verdienst dem Schriftsteller. Er hat aus seiner Seele geschöpft, ich habe nur reproduziert.

Aus diesem Grunde huldigte ich dem Andenken Sophokles' in Rom, befränzte sein Monument mit Blumen und legte dem Schöpfer hiemit allen Applaus für seine „Elektra“ zu Füßen.

Grillparzers Statue erhielt ebenso in Wien die Kränze, die ich für die „Medea“ bekam.

Der Applaus ist unstreitig ein angenehmes Geräusch und paßt ins Theater. Es ist sozusagen die natürliche Ableitung der überquellenden Herzensgefühle. Ein herrliches Geräusch, fürwahr! Doch darf der Schauspieler nicht den ganzen Beifall für sich fordern; — nur einen recht kleinen Teil.

Diese Zeilen sind eigentlich eine Erklärung, sozusagen eine Bitte um Entschuldigung von jener Hälfte des Publikums, die mir wegen meiner Renitenz gram ist. So zum Beispiel, als ich jüngst in Den die Rolle der Ordyg Sara spielte, konnte man mich nach meiner Sterbeszene nicht dazu bewegen, vor der Rampe zu erscheinen, um zu danken. Den letzten Versuch machte ein alter, unter uns gesagt, „Schmierkollege“, der mir sagte: „Kommen Sie doch, das Publikum wird sonst böse.“

Um's Himmels willen, lieber Kollege, nur das eine nicht. Die ganze Welt soll mir zürnen, nur das Publikum nicht! Bitt' schön, gehen Sie vor die Rampe und sagen

Sie, daß ich in seinem Interesse nicht mehr erscheine. Will ich doch keine Illusion wahren. Gerade ich soll es sein, die den Zuschauern die Illusion raubt? Genügt es denn nicht, wenn sie nach der Vorstellung draußen auf der Straße stehen müssen, wie man ihre mehrfach gekrönten Königinnen auf der Straßenbahn hin und her stößt? Fürwahr, kein erbaulicher Anblick! Nein, ich werde mich nie daran gewöhnen können. Ich werde nie aufhören, mich zu schämen. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß von den dahinsrasenden Autos hier und da eines wohl auch — eine „Königin“ in ihr Heim führen könnte!

Und jetzt sprechen wir von den Jubiläen:

Das Jubiläum ist beileibe kein Kleingeld, womit das Publikum jeden Abend seine Schauspieler bezahlt. Jubiläen sind nur für solche Menschen da, denen man nicht täglich nahe treten kann, und bloß für solche Taten, die einzig in ihrer Art sind: für Volkswertreter! Volksbeglucker!

So fasse ich das Jubiläum auf. Verlegen wir dieses große Fest auf seinen Urplatz zurück. Schädigen wir dessen Bedeutung nicht. Wir Schauspieler dürfen dies um so weniger tun, da uns das Publikum jeden Abend mit seiner Anerkennung überhäuft und verzärtelt. Macht denn ein Schauspielerjubiläum nicht einen Eindruck, als ob man eine bereits in Raten ausbezahlte Rechnung nochmals dem Käufer präsenierte und sagte: Und jetzt zahlt das ganze, neuerdings und auf einmal aus.

Nach meiner Auffassung ist das ein Mißbrauch! Jahrzehntelang spielte im Nationaltheater ein Schauspielerpaar, das endlich das Jubiläum seiner Jubiläen erlebte. Sie begannen, jeder für sich, mit dem fünf- und zwanzigjährigen Jubiläum. Dann kam ihr Jubiläum als Nationaltheatermitglied. Sodann zwei dreißigjährige, endlich zwei vierzigjährige Jubiläen. Das Publikum kam nicht zu Atem, aber die Jubelgreise ermüdeten nicht. Es war erhebend ... widerlich.

Chemals als Provinzschauspieler nannten wir diese kleinen konzentrierten Jubiläen Benefizvorstellungen, die

alldings auch einen kleinen — Kern hatten. Und das war das Wichtigste für unsere Gläubiger. Die Hälfte der Einnahmen dieser Benefizvorstellungen gehörte nämlich dem Schauspieler, da das Publikum mit diesen Benefizien uns arme Seelen aus dem Meer der Schulden erretten wollte. Das Kolozebater Theaterpublikum war einzig in seiner Art. Es nahm regen Anteil selbst an unseren Finanzen und — Herzensangelegenheiten.

Du liebes, altes Heim: Kolozevär! Wo wir uns zu Hause fühlten — in jedem Haus. Wo die herzige Frau Daniel Bánfi mit offenen Armen jeder kleinen Anfängerin entgegenkam. „Ja, ja, meine liebe kleine Jähai, Sie müssen unbedingt Locken tragen auf der Bühne. Ohne Locken sind Sie auch schön, aber — mit Locken sind Sie ein Engel...“

In dieser lieben Stadt, wo Frau Stefan Wesselenyi — ich bitte um Verzeihung wegen der Indiskretion — während meiner Krankheit mir volle drei Wochen fürstliche Dinners sandte.

Ich, wie gut kannten sie unserenummer. Sie mußten selbst die Höhe unserer Schulden zu ermessen! Wie warteten sie auf die Benefizvorstellungen ihrer Lieblinge, um mit milder Hand Hilfe zu bringen. Cohen sie doch, daß wir Schauspielerinnen unser ganzes Einkommen auf Kostüme verausgabten. Ich nähte wohl selbst meine Toiletten, denn ich liebte schon damals die Kostüme nach historischen Bildern. Aber von den siebzig Gulden Monatsgage erübrigte ich wenig für Samt oder Seide. Ich will unsere biederen Vorfahren nicht verdammen, die seinerzeit die Kontrakte der Schauspielerinnen verfaßten und konsequent das Kostümgeld der Schauspielerinnen aus der Zahlungsrubrik ausließen, obwohl ihnen (den Männern nämlich) eine gefüllte Garderobe zur Verfügung stand. Ich konnte mir nie erklären, wie sie in ihrem Geist das Problem lösten: mit welchen Mitteln wir Frauen eigentlich die Kosten unserer Theatergarderobe bestreiten?

Wie berechneten unsere biederen Vorfahren unsere Auslagen? Dachten diese Männer, daß wir Weiber gut

mit Nadel und Zwirn umzugehen wissen, oder Gott sei uns gnädig, etwa mit — ihren?

Wie natürlich fand ich damals leichten Herzens und leichten Kopfes die sehnsüchtig erwarteten schönen Benefizabende, da es Blumen und Applaus und Gedächtnisse regnete und ich glücklich an den nächsten Tag dachte, wo ich mich ins Lokal der stets lächelnd bereitwilligen armenischen Kaufleute begeben konnte, die immer wieder neue Samt- und Seidenstoffe „auf Puff“ für meine neuen Rollen mir überreichten und die ich endlich einmal bezahlen konnte. Denn siehe da, ein Büchlein mit Geldnoten geschmückt schaukelte auf einem Lorbeerfranz.

Wie natürlich fand ich es einst mit meinem Kindskopf und meiner primitiven Auffassung, daß diese Feiertage in meinem Kalender rot verzeichnet werden müssen. Sagte ich doch, ich vergeude mein Alles dem Publikum zuliebe, ich gebe ihm alles auf der Bühne wieder zurück. Heute würde ich mich schämen, einen solchen Tag festzustellen und zu sagen: Komm doch, Publikum, feiere mich, verherrliche mich. Kommt, ihr lieben Menschen, die ihr mir jahrzehntelang über Verdienst, Schutz, Applaus und weißes Brot gegeben — und macht mir Geschenke!

Ueber mein Verdienst muß ich nochmals betonen. Ist doch diese romantische Glorie, die mich umgibt, nicht mein Eigentum. Ich bekomme alles vom Dichter. Das Kludum überträgt sich aus der Seele des Künstlers auf mich. Ich erhalte die Glorie aus dem Innern des schöpferischen Künstlers und bin nur das mehr oder weniger glückliche Medium des Schriftstellers.

Wenn ich jetzt auf meine Laufbahn zurückblicke, fühle ich, daß jede meiner Rollen ein kleines Jubiläum für sich war. Diese unvergesslichen, schönen Abende! Diese durchapplaudierten Pausen! Wie wir uns beide miteinander freuten, das Publikum und ich!

Es war schön. Wie klopf mein Herz, wenn ich nur daran denke. Wie spontan ergaben sich diese Feiertage! Heute ist alles künstlich veranstaltet, offiziell. Gott behüte mich davor.

Ich ja, wenn der gütige Vater meine Jugend wieder herbeizubringen könnte, die Jugendfreunde, die von der Galerie mir zuzubekamen, sich meiner freuten und ich bei dem siebenundzwanzigsten Hervorruf mich — ihrer freute... Doch diese Künstlinge sind heute zumeist fanfte Erzellenzherren. Mindestens fünfzig traf ich, die mir ähnliche Komplimente machten. „Ja, gnädige Frau, meine letzten Groschen gab ich für Sie aus, um mir einen Galeriesitz zu kaufen.“ Diese Jungen mit den lobenden Gefühlen kann selbst unser Herrgott nicht mehr für mein Jubiläum herbeizubringen, meinen Enthusiasmus von damals ebenfalls kaum. Mit kalter Ueberlegung muß ich selbst den Gedanken auf ein Jubiläum zurückweisen, und vor allem, er widerstrebt meinem Geschnack. Meine angebetete Bühne würde sich in eine Folterkammer verwandeln. Wenn man daran denkt, in welcher Tonart die Menschen bei Jubiläen von einem sprechen. Nein, nein, davon will ich nichts wissen.

Meine Aversion gegen Jubiläen bestärkt noch wesentlich das Gefühl, daß mich solche Festlichkeiten stets wie die allerletzte Ehrung amuten. Man segnet das betreffende Individuum ein, streut Weihrauch, verabreicht Kränze, sagt Lobhymnen und dann Adieu. Nur geh, zieh dich zurück in die ewige Ruhe. Du hast deine Schuldigkeit getan.

Requiescat in pace.

Liest man dann nach einer Zeit in den Zeitungen, daß der Gefeierte gestorben sei, dann schauen die Leute einander verschämt an und fragen: Schau, Schau, der hat noch gelebt? Als ob sie längst gelesen hätten, daß er ein herrliches Leichenbegängnis hatte...

Und noch zuletzt: Gibt es etwas Traurigeres, als alt werden? Man muß sich darüber grämen, nicht — freuen. Und noch eines, und das hätte ich zu allererst schreiben sollen, dann wären meine Worte vielleicht überflüssig gewesen: Wer vernag sich heute zu freuen? Ich nicht.